

Geflüchtet und zurückgeflüchtet *Lebenserinnerungen von Bruno Dettmann*

Die Zeit in Eydtkuhnen bis zur Flucht 1944/1945

Am 21. Dezember 1936 erblickte ich, Bruno Dettmann, in Eydtkuhnen (Ostpreußen) als Sohn der Eheleute Walter Dettmann und Emma Dettmann (geb. Schwalm) das Licht der Welt. 1938 und 1941 folgten meine Brüder Ulrich und Günter. An Eydtkuhnen selbst, welches zwei Jahre nach meiner Geburt in Eydtkau umbenannt wurde, habe ich nur Kindheitserinnerungen.

Unsere Großeltern lebten in Nausseden, 2 km von uns entfernt und wir besuchten sie häufig. Als erstes mussten wir am Friedhof vorbei, den ich noch sehr gut in Erinnerung habe. Es war ein unbefestigter Sandweg, den wir spielerisch, Staub hinterlassend, liefen. In Opas Garten waren für uns die Bäume sehr groß, besonders der Augustapfelbaum. Eine Schaukel für uns Kinder war auch vorhanden, die wir gerne nutzten.

1941 lagen viele Soldaten in der Stadt und warteten auf den Angriff gegen die Sowjetunion. Ich weiß noch, wie sie uns Kinder auf einer Vierlingsflak im Hindenburgweg Karussell fahren ließen. Später waren die Soldaten verschwunden. Dafür marschierten nun Kolonnen mit russischen Kriegsgefangenen durch die Hindenburgstraße. Die russischen Kriegsgefangenen sehe ich heute noch vor meinem geistigen Auge.

Etwa 50 m von unserem Haus entfernt wurde eine Arbeitsbaracke aufgestellt, die zur Bewachung der Gefangenen diente. Die Gefangenen mussten ein riesengroßes Loch ausheben und wir als Kinder waren natürlich neugierig und steckten den russischen Gefangenen ab und zu heimlich Brot zu, wofür wir von ihnen als Gegenleistung eine Spielzeugpistole aus Holz mit schönen Verzierungen erhielten. Als dies alles bemerkt wurde, untersagten uns die Erwachsenen den Kontakt, da es strengstens verboten war, den russischen Gefangenen mit Lebensmitteln zu helfen. Im Jahre 1943 wurde ich eingeschult und kann mich noch genau an einen kleinen Hund auf meinem Schulweg erinnern, vor dem ich solche Angst hatte, dass ich anfangs sogar mal umgedreht bin und wieder nach Hause lief. Mein Schulweg führte an der Kirche vorbei, die aus roten Backsteinen war.

1944 nahmen die Fliegerangriffe auf Eydtkuhnen zu, die Front kam zurück und näherte sich bereits der ostpreußischen Grenze, als wir am 1. Juli evakuiert wurden. Vom Bahnhof ging es zunächst nach Sand in Westpreußen, wo wir zwei bis drei Monate verbrachten, dann landeten wir im Herbst in Kunow bei Schwedt an der Oder. Hier wurden wir bis zur weiteren Flucht in einem Stall untergebracht. Während unsere Mutter vor dem Winter sogar noch einmal zurück nach Ostpreußen fuhr und unsere Möbel und weitere greifbare Dinge nachholte, erlebten wir hier erneut russische Fliegerangriffe. Als die Rote Armee bis zur Oder vorstieß, flüchteten wir erneut, dieses Mal bis Barth in Nordvorpommern, wo wir auf dem Dachboden eines Einfamilienhauses einquartiert wurden.

Kriegsende und unsere Rückkehr nach Ostpreußen

In Barth ging es uns verhältnismäßig gut, weil es in der Nähe eine Zuckerfabrik gab. Wir erhielten Lebensmittelkarten und Fisch und wurden somit ganz gut ernährt. Auf einem in den letzten Kriegstagen verlassenen Flugplatz deckte sich unsere Mutter mit Schuhwerk (z. B. braune SS-Stiefel) ein und wir Kinder erhielten dabei Fliegerstiefel, die von hoher Qualität, uns allerdings viel zu groß waren. Barth ergab sich Ende April 1945 kampflos der Roten Armee.

Umgehend kam der Befehl, dass die Flüchtlinge wieder zurück in ihre Heimatorte müssen, somit gab es auch keine Lebensmittelkarten mehr für uns. Weil meine Brüder und ich Masern hatten, erhielten wir noch drei Wochen Galgenfrist, mussten uns dann aber auf den Rückweg nach Ostpreußen und somit ins Ungewisse, begeben.

Wir stiegen in Barth auf einen Schleppkahn, der von einem kleinen deutschen Dampfer gezogen wurde. Neben mir, meinen Brüdern und unserer Mutter befanden sich viele weitere Flüchtlinge aus Pommern, West- und Ostpreußen an Bord. Durch unsere Masererkrankung und somit der verlängerten Aufenthaltsfrist in Barth, entgingen wir dem Schicksal der Menschen, die auf den vor uns ausgelaufenen Schleppkähnen waren, weil die auf Minen auffuhren.

Die Besatzung unseres Schleppkahns bestand aus einem deutschen Kapitän sowie zwei oder drei älteren deutschen Männern. Der Kapitän hat vorsorglich seinen Dampfer immer in Küstennähe gehalten, um evtl. Minen zu entgehen, etwa 14 Tage dauerte die Reise. Wir liefen unterwegs keine Häfen an, sondern ankerten in einiger Entfernung vor der Küste, weil bewaffnete Zivilpolen in

Ruderbooten immer wieder versuchten, uns auszuplündern.

Die hygienischen Zustände an Bord waren fürchterlich. Ohne Frischwasser an Bord starben vor allem ältere Menschen, die dann über Bord geworfen wurden, um die Entstehung von Seuchen zu verhindern.

In Danzig war unsere Fahrt schließlich zu Ende, hier standen wir nun ohne Papiere und Gepäck. Eine Gruppe von polnischen Zivilisten umringte uns alsbald und forderte uns auf unsere Kleidung abzulegen und uns zur Erschießung aufzustellen. Sie meinten, von den Stiefeln meiner Mutter ausgehend, die Zugehörigkeit unseres Vaters zur SS ableiten zu können. Meine Brüder und ich schrien um unser Leben, dies bewirkte ein Eingreifen russischer Soldaten, die uns vor der drohenden Erschießung retteten.

Weiter ging es auf einem russischen Kohlenzug mit etwa 20 mitreisenden Deutschen von Danzig in Richtung Königsberg. Der Zug hielt unterwegs immer wieder an, so dass die Mütter diese Zeit nutzten, um aus Kräutern, Melde und Brennesseln eine Suppe zu kochen. Unvermittelt, ohne ein Signal zu geben, fuhr der Zug langsam an. Alle sprangen auf, dabei hat eine junge Frau es nicht mehr geschafft und musste zusehen, wie ihr Kind ohne sie weiter fuhr. In Königsberg wurde das Kind von den Flüchtlingen auf dem zerstörten Bahnhof zurück gelassen, uns ist das schmerzlich im Gedächtnis geblieben und die Schreie des Kindes höre ich heute noch.

Einer Frau, deren Mann auf dieser Fahrt gestorben war, wurde von plündernden polnischen Zivilisten sogar der einfache Sarg entwendet, weil diese dachten dass in der Holzkiste wertvolle Gegenstände seien.

Auf unserer Fahrt sah ich eine Menge anderer Züge, die ebenfalls von Westen in Richtung Osten fuhren. Sie waren mit Kohlen, viele aber auch mit deutschen Maschinen beladen, die für die Sowjetunion als sogenanntes Beutegut bestimmt waren.

Im zerstörten Königsberg mussten wir erneut auf einen Güterzug umsteigen, um nach Eydtkuhnen zu gelangen.

Unsere Ankunft dort war ernüchternd, der Bahnhof total zerstört, die Stadt menschenleer, doch immerhin fanden wir unser Haus in der Schützenstraße, wenn auch mit einigen Zerstörungen, vor. Wir Kinder haben uns erstmal vor Freude laut ausgetobt, was wiederum Russen auf uns aufmerksam machte.

Die Zeit in Bilderweitschen, Sommerkrug und Danzkehmen

Nur einige wenige Stunden blieben uns im eigenen Haus beschert, da fuhren bereits russische Soldaten auf den Hof und brachten meine Mutter, meine Brüder und mich nach Bilderweitschen. Dort wohnten schon etwa 40 deutsche Familien, vor allem solche, die die Flucht nicht mitgemacht hatten, also ältere Leute, Mütter und Kinder.

Wir bekamen in einem der verlassenen Häuser ein einziges Zimmer zugewiesen und meine Mutter musste, wie die anderen deutschen Frauen, unter russischer Aufsicht landwirtschaftliche Arbeiten verrichten. Dafür bekam sie täglich eine Kohlsuppe und 200 Gramm Brot, für uns Kinder hingegen erhielt sie gar nichts. Arbeitsgeräte gab es nicht mehr, sie waren entweder zerstört oder entwendet worden. Auch Haus- und Nutztiere lebten nicht mehr im Dorf, es gab bloß noch Flöhe, Ratten und Mäuse.

Immerhin konnten wir Jungen und Mädchen uns frei bewegen, stromerten durch die Gegend und kamen dabei häufig in völlig verlassene Nachbardörfer. Wir liebten diese Freiheit, weil wir nicht zur Schule gehen konnten. In den Gärten dieser verlassenen Dörfer fanden wir Beeren, sowie in Mieten vergessene Kartoffeln und Rüben aus deutscher Zeit. Auch Wintergetreide war im Herbst 1944 noch angebaut worden, welches wir nun auf primitivste Weise ernteten und in Kaffeemühlen mahlen. Wir hungerten dennoch, denn das Mehl alleine machte ja auch nicht satt, war aber immerhin etwas.

Im Herbst 1945 brachte die Miliz eines Tages unsere Großmutter nach Bilderweitschen. Den Opa konnte sie nicht mitbringen, weil er mittlerweile verstorben war. Unsere Großmutter hatte die Flucht nicht geschafft und die ganzen Monate, so gut es ging, nach uns gesucht, bis sie erfahren hatte, dass wir nun in der Nähe von Eydtkuhnen auf dem Lande lebten.

Ungefähr im selben Zeitraum (Herbst 1945) begannen die Russen, das in Deutschland erbeutete Vieh in Richtung Osten zu treiben. Aus diesem Grunde waren die Weiden um Bilderweitschen auf einmal voller Kühe und Pferde, von denen nur ein Bruchteil den nahen Winter in Ställen verbringen konnte. Der größte Teil des Viehs musste sich draußen selbst ernähren, dabei verendeten viele

Tiere, so dass wir uns aus den Kadavern die besten Teile schnitten.

Im Frühjahr 1946 verboten uns die Russen das, weil sie vielleicht Angst vor Seuchen hatten. Jedenfalls übergossen sie die Kadaver nun immer mit Petroleum und versuchten, diese zu verbrennen. Manchmal gingen wir dennoch daran, die Tiere wieder auszubuddeln und nach verwertbaren Fleischresten zu suchen, denn unser Hunger war einfach zu groß.

Ebenfalls im Frühjahr 1946 wurden wir von Bilderweitschen nach Sommerkrug umgesiedelt und mit uns mussten auch alle anderen Deutschen umziehen, da Bilderweitschen nun von Zivilrussen bewohnt werden sollte.

Während dieses Umzugs kam es zu einem Zwischenfall: Ein älterer deutscher Mann wurde von einem sowjetischen Soldaten brutal verprügelt, weil noch eine Uhr bei ihm gefunden wurde, die er nicht hergeben wollte. Ich sehe den alten Mann heute noch auf dem Leiterwagen liegen. Wir als Kinder liefen während des Umzugs hinter diesem Gefährt her und hoben aus Neugier immer wieder das Tuch an, mit dem der stöhnende, im Sterben liegende Mann zugedeckt war.

In Sommerkrug wurden wir in einem ehemaligen Gutshaus einquartiert, über 50 Betten standen dort in einem notdürftig eingerichteten Schlafsaal. Das Dorf lag etwas weiter im ostpreußischen Landesinneren, bei Trakehnen. Auch hier mussten die Frauen wieder arbeiten. Wir Kinder hüteten die Kühe oder saßen auf den Pferden beim Anhäufeln der Kartoffeln auf dem Acker, oftmals so müde, dass wir wie Säcke vom Pferd fielen.

Zum Ende des Jahres 1946 wurden wir noch einmal umgesiedelt. Dieses Mal von Sommerkrug nach Danzkehmen. Dort lebten wir fortan im Keller einer Schlossruine. In diesem lichtlosen Keller haben wir uns aus Ziegeln und Lehm einen kleinen Ofen gebaut, dessen Rohr direkt durch die Gewölbedecke ging. Also hatten wir wenigstens einen Wärmespender, den die Mutter auch zum Kochen nutzen konnte.

Die Versorgung mit Nahrungsmitteln war hier noch schlechter. Ein russischer Anleiter, den wir „Kapitän“ nannten, sowie ein paar russische Vorarbeiter kontrollierten die Deutschen bei der Arbeit, ansonsten war auch dieser Ort Gott verlassen.

Wir Kinder waren jeden Tag auf Essenssuche, an Schule und Unterricht dachten wir längst nicht mehr. In einem Radius von 10 bis 15 Kilometern streiften wir die Dörfer um Danzkehmen durch, fast alle waren menschenleer. Unser Hauptspielplatz war auch die alte Mühle an dem Flüsschen Pissa. Hier lagen, zum Teil im flachen Wasser, Bretter von der Mühle umher. Für uns waren dort allerdings die vorgefundenen Krebse interessant. Wir fingen sie und das war eine Delikatesse, nachdem unsere Mutter sie zubereitet hatte.

Bei unseren Streifzügen stießen wir immer wieder auf skelettierte, nackte Leichen, die der Krieg hinterlassen und niemand angemessen beerdigt hatte.

Ausgebrannte Flugzeugwracks und Panzer wurden zu unseren Spielplätzen, auch Munition fanden wir, die wir manchmal sogar zum Zünden brachten.

Im Frühjahr 1947 freuten wir uns auf die beginnende Brutsaison, wir stiegen auf die Dächer und nahmen alle Vogelnester aus, an die wir heran kamen. Auch bereits geschlüpfte Jungvögel aßen wir, ebenso Frösche und wie erwähnt, Flusskrebse, die gekocht wurden.

In Danzkehmen hatte ein älterer deutscher Mann im ehemaligen Schlossgarten ein wildes Bienenvolk entdeckt. Er schaffte es, dieses Volk einzufangen, stellte den Bienenkasten auf ein Stalldach und gewann auf diese Weise richtigen Honig, von dem auch wir mal ein Glas erhielten.

Menschenleere Dörfer gab es viele, aber komplett zerstört waren noch nicht alle. Da wir uns aus Furcht vor Minen nicht in die Wälder trauten, schlugen wir aus den verlassenen Häusern die Türen und Fenster heraus, um an Brennholz zu gelangen und trugen so unseren Teil dazu bei, dass Ostpreußen immer mehr von seiner früheren Schönheit verlor.

Die Russen, unter denen die deutschen Frauen und alten Männer zu arbeiten hatten schafften es nicht, die Ernte komplett einzufahren und diese wiederum trocken und vor Ungeziefer geschützt, zu lagern, so dass beim Dreschen des Getreides den deutschen Frauen Mäuse und Ratten entgegen liefen.

Mäuse liefen uns nachts sogar durch die Strohsäcke und an den Köpfen entlang, ebenso waren Kopf- und Kleiderläuse sowie Flöhe unsere ständigen Begleiter. Wir wurden diese nie los, am Schlimmsten hatte es meine Mutter erwischt, der bereits die Haare ausgingen vor lauter Läusen. Ihre ganze Kopfhaut war verschorft, medizinische Behandlung gab es nicht, wir Kinder sammelten die Läuse mit den Fingern einzeln von ihrem Kopf ab.

In Danzkehmen kam es selten zu gewalttätigen Übergriffen auf die Deutschen. Doch einmal wurde die Mutter eines unserer Spielkameraden vergewaltigt, die Täter dabei aber erkannt.

Am nächsten Morgen machten die Deutschen einen Aufstand, der russische Anleiter kam mit der Pistole schwingend, auf uns zu und ließ sich den Sachverhalt schildern.

Er schickte die Deutschen zur Arbeit, doch die Täter bestrafte er. Was mit ihnen geschah, weiß ich nicht, jedenfalls sahen wir sie nie wieder.

Streng waren die Russen auch zu ihren eigenen Leuten.

Erlebnisse in Litauen (1945 bis Oktober 1948)

Bereits während unseres Aufenthaltes in Eydtkuhnen nach der erfolgreichen Rückkehr in den Osten konnte man erkennen, dass die Lage jenseits der Grenze besser aussah. Die Litauer waren in Wirballen geblieben, ihre Stadt war viel weniger kriegszerstört, die Menschen besaßen hier noch Pferd und Wagen und konnten auf den Märkten bereits wieder Brot und Fleisch kaufen.

Wahrscheinlich war das der Grund, weswegen unsere Mutter und die anderen Deutschen in Bilderweitschen bereits im Winter 1945/1946 auf die Idee gekommen waren, uns ältere Kinder nach Litauen zu schicken. Wir hatten zwar keine Rubel und konnten höchstens betteln, doch Kinder mit knurrenden Mägen gaben viele Erwachsene etwas ab.

Von Bilderweitschen bis zur Grenze hatten wir es nicht sehr weit. So ging ich mit meinem Bruder Uli zu Fuß. Ich kann mich heute noch daran erinnern, wie der hohe Schnee unter unseren Füßen knirschte, als wir unterwegs durch Menschen leere Dörfer kamen.

Jenseits der Grenze sind wir nie leer geblieben. Die Litauer gaben uns immer etwas. Manche haben uns zwar auch des Tores verwiesen oder den Hund gleich vorne am Eingang angebunden. Dort haben wir uns dann aber auch gar nicht weiter bemüht. Im Regelfall gab es meist ein Stückchen Brot, oftmals auch ein richtiges Mittagessen.

Zuerst waren wir immer zwei bis drei Tage bei den Litauern und durften bei ihnen sogar im Hause schlafen. Später änderte sich dies aber. Vielleicht hatten sie schlechte Erfahrungen gemacht mit einigen Kindern, die ihnen wohl etwas gestohlen hatten. Außerdem war es auch von Seiten der Sowjets verboten, Deutsche zu beherbergen.

Bei den Litauern hatten wir als Gegenleistung für die Lebensmittel manchmal kleinere Arbeiten zu verrichten, z.B. Unkraut jäten. Länger sind wir nirgendwo geblieben, da wir ja immer wieder zurück nach Ostpreußen mussten, um unsere Mutter, den kleinen Bruder und die Oma zu versorgen. Manchmal hatten wir auch so viel Brot zusammen gebettelt, dass meine Mutter das dann getrocknet als Reserve in einen Beutel unter die Decke gehängt hat.

Nach unserer Umsiedlung nach Danzkehmen hatten wir es weiter bis zur Grenze nach Litauen, etwa 25 Kilometer. Daher probierten wir es nun mit dem Zug über Ebenrode nach Litauen. Tipps und Tricks für diese Fahrten erhielten wir von einem deutschen Unteroffizier, der in Danzkehmen ebenfalls eine Zeit lang lebte. Er hatte einen amputierten Unterarm, deshalb konnten die Russen ihn wohl nicht für die Arbeit gebrauchen. Er konnte sich frei bewegen und fuhr mit uns gemeinsam nach Litauen. Von ihm hatten wir den Tipp erhalten, schwarz zu fahren. Oft ging das gut, manchmal auch nicht. Als der Kontrolleur uns einmal rausschmeißen wollte, haben uns russische Frauen richtig an sich gerissen und so lange auf den Schaffner eingeredet, bis er uns weiter fahren ließ.

Am gleichen Tag gerieten mein Bruder Uli und ich sowie unser Freund Siegfried und auch andere Kinder aus Danzkehmen im Bahnhof Wirballen in eine Kontrolle. Alle wurden von der Miliz eingesammelt, nur ich schaffte es, zu flüchten. Ich ließ mich einfach fallen und flüchtete dann zum Markt.

In Wirballen kannten wir zum Glück Volksdeutsche (oder zumindest sehr gut Deutsch Sprechende), die uns der Unteroffizier vermittelt hatte. Einer dieser Männer hatte Kontakte zum Wirballener Polizeichef. Wir informierten ihn und mit dessen Hilfe kam Uli wieder aus der Haft.

Ich konnte ihn am nächsten Tag abholen und sah dabei auch die anderen deutschen Kinder, etwa 20, alle in einem Raum zusammen gepfercht, mit frisch geschorener Glatze, ohne Toilette und fließendes Wasser.

Wir machten uns auf den Rückweg nach Danzkehmen. Etwa zwei Wochen später konnten wir beobachten, wie der Arbeiterzug nach Königsberg auf freier Strecke hielt und alle in Wirballen festgesetzten Kinder durch die Wiesen auf unser Dorf zuliefen. Seit diesem Ereignis fuhren wir nicht mehr mit dem Zug.

Nach Litauen wollten wir aber dennoch wieder aufbrechen. Unsere Mutter und unsere Oma hatten zwar Angst um uns, doch wegen des Hungers liefen wir immer wieder nach Litauen. Einmal habe ich mich mit der Mutter gezankt, denn ich war ab und zu schwer zu dirigieren. Da hat sie mir auch

mal mit ein paar Schlägen „nachgeholfen“, dass ich los zog. Mein Bruder und ich nahmen stets den gleichen Weg über die Grenze, immer Feldwege. Von Danzkehen über Ebenrode nach Litauen. Es waren ca. 30 Kilometer.

Wenn wir früh morgens losgingen, waren wir am späten Nachmittag dort. Im Winter mussten wir auf dieser Strecke mal überschwemmte und zugefrorene Stellen passieren. Wir brachen oft ein und hätten uns fast die Füße abgefroren. Bei den Litauern haben wir sie uns dann wieder warm gemacht.

Im Sommer gingen wir immer barfuß, oft traten wir in etwas hinein. Einmal sogar mit dem Hacken in eine Sense.

Um unsere erbettelten Sachen nicht ständig in schweren Rucksäcken auf dem Rücken tragen zu müssen, bauten wir uns einen Handwagen, für den wir unter anderem die Lafette eines Maschinengewehrs sowie eine Munitionskiste verwendeten.

Was wir in Litauen zu essen bekamen, war natürlich Jahreszeit abhängig. Meistens gab es Eier, Sauermilchkäse und Brot. Die Litauer haben sehr schönes Brot gebacken. Als Unterlage für den Backofen wurde Kalmus verwendet, welches sich beim Backen mit dem Brot verband. In einen kleinen Beutel, der aus der Hosentasche schaute, gossen wir zudem die dicke geronnene Milch und machten später daraus Quark. Quark kann schließlich übersäuern, er muss aber nicht immer kühl sein und so hatten wir zwischendurch immer etwas Frisches zu essen.

Von einem litauischen Bauern, mit dem wir uns besonders gut verstanden, haben wir einmal sogar zwei Kaninchen erhalten, die wir mit nach Danzkehen genommen haben. Später waren die so zahm, dass sie uns hinterher gelaufen sind. Leider waren es zwei Böcke, so dass es keine weiteren Kaninchen gab.

Als Gegenleistung für dieses Geschenk hatten wir dem Bauern einen großen Korb mit roten und schwarzen Johannisbeeren mitgebracht (er hatte jedoch selber im eigenen Garten solche Früchte) und heraus geschraubte Sicherungen aus verlassenen Häusern in Ostpreußen. Das war von uns eine etwas unüberlegte Aktion, denn was sollte der Bauer mit den Sicherungen, er hatte ja noch gar keinen Strom.

Ein deutsch- freundlicher Bauer, der uns immer Milch gegeben und in weiß bezogenen Betten schlafen lies, war jedoch eines Tages von seinem Hof verschleppt worden, ebenso seine Frau. Die Kuh war gleichfalls verschwunden, den Hund fanden wir erschossen vor seiner Hütte. Aus welchem Grund das passiert war, erfuhren wir nicht.

In diesen Jahren hatten wir Kinder uns ohnehin angewöhnt, nur noch leise miteinander zu sprechen. Wir waren ständig auf der Hut.

Auf dem Rückweg aus Litauen hatten wir immer Angst vor den russischen Kindern, die seit 1946 die ersten Dörfer Ostpreußens mit ihren Eltern besiedelten und uns immer verprügeln wollten. Sie warfen mit Steinen nach uns. Zu zweit konnten wir uns gegen die nicht wehren, deshalb haben wir diese Dörfer gemieden und lieber einen großen Umweg gemacht.

Einmal sind wir von einer Militärstreife in einem Hinterhalt durch einen Warnschuss und den Rufen „Stoi, stoi“ angehalten worden, weil sie dachten, wir wären mit unserer zum Handwagen umfunktionierten Munitionskiste, Partisanen. Sie haben uns untersucht und gefilzt, ohne etwas zu finden. Sie ließen uns dann wieder ziehen.

Dass wir uns gegen das weitere Fahren mit der Eisenbahn entschieden hatten, sollte sich übrigens als richtig erweisen. Siegfried und weitere Kinder, deren Mütter und Omas der Meinung gewesen waren, ihre Kinder sollten weiter den Zug nehmen, da Siegfried z.B. zu schwächlich fürs Wandern sei, kamen von einer ihrer Touren aus Litauen nicht mehr zurück.

Wir haben bis zum Oktober 1948 dann von Siegfried nichts mehr gehört.

Verlassen der Heimat und Neuanfang in der Uckermark (1948 bis jetzt)

Uns allen war klar, dass wir in Ostpreußen keine Zukunft hatten.

Die Russen hatten meiner Mutter zwar das Angebot unterbreitet, für sich und ihre Kinder die sowjetische Staatsangehörigkeit anzunehmen, doch meine Mutter fürchtete, dass wir in diesem Falle umgehend nach Sibirien transportiert worden wären.

Unsere Oma war im Winter 1947 verhungert. Im selben Jahr setzten die Ausweisungen in die SBZ (Sowjetisch besetzte Zone) ein.

Wir waren allerdings erst im Jahr 1948 dran. Nach welchen Kriterien die Sowjets die Transporte zusammen stellten, kann man nicht sagen. Im Danzkehen wurden wir ganz plötzlich darüber

informiert, dass es morgen nach Deutschland ginge. Es war reiner Zufall, dass wir zu diesem Zeitpunkt nicht in Litauen zum Betteln unterwegs waren.

Wir wussten überhaupt nicht, was das für ein Deutschland sein sollte, in das man uns zu verbringen vorhatte. Es hieß von Seiten der Russen immer nur „Hitler kaputt!“. Wir wollten nur einfach heim ins Deutsche Reich und hatten absolut keine Ahnung, dass es so etwas überhaupt nicht mehr gab.

Im Herbst 1948 wurden wir nach Ebenrode gebracht und dort erhielten wir auf einem Sammelplatz unsere Papiere und pro Person ein ganzes Brot. Anschließend wurden wir in Viehwaggons verladen, auf bloßem Bretterboden ohne Stroh.

Als wir hörten, die Fahrt solle 14 Tage dauern, obwohl es bis Mitteldeutschland nur 700 oder 800 Kilometer waren, wurden die Erwachsenen misstrauisch und fürchteten, es gehe doch Richtung Osten. Diese Befürchtungen erwiesen sich dann zum Glück als grundlos, da der Zug unterwegs häufig hielt und mit geringer Geschwindigkeit fuhr.

Aus Ostpreußen kamen wir nach Niederoderwitz bei Zittau. Dort wurden wir entlaust und unsere Kleidung verbrannt. Mit einem Mal waren wir unsere Flöhe los, auch meine Mutter. Allerdings erst nach einer Spezialbehandlung, weil sie sie ja Krätze hatte und ihre Kopfhaut ganz wund und blutig gescheuert war.

Von Niederoderwitz wurden wir nach Schwedt entlassen, weil meine Mutter hoffte, dort in der Umgebung unsere 1945 aus Ostpreußen mitgenommenen Möbel dort wieder aufzufinden.

Nach vierjähriger Schulpause war der Neubeginn in der Schule schwierig. Zwar hatte meine Mutter mit uns Jungen in Ostpreußen ein wenig Lesen geübt, doch hatten wir dafür lediglich ein evangelisches Gesangbuch zur Verfügung gehabt. Von einem Bleistift und Papier für Schreibübungen ganz zu schweigen.

In Schwedt wurde ich daher mit meinen 12 Jahren in die dritte Klasse geschickt. Mit dem Vorlesen hatte ich Probleme. Hinzu kam mein Durcheinander verschiedener Dialekte (etwas Russisch, litauisch, ostpreußisch), so dass ich für meine Mitschüler der Prügelknabe war. Ein Schlüsselerlebnis ist für mich in diesem Zusammenhang bis heute die Frage eines Klassenkameraden, weshalb ich mich nicht wehren würde, ich sei doch groß und stark. Das war Lehrgeld für mich. Von da ab bin ich anders aufgetreten und habe mir Respekt verschafft, so dass alle zukünftig einen Bogen um mich machten.

Nach drei Jahren Schule in Schwedt war Schluss. Ich hätte gerne eine Ausbildung zum Maurer angefangen, doch meine Mutter wollte, dass ich beim Bauern Geld verdiente, um die Familie zu ernähren, da unser Vater nicht aus dem Krieg heimgekehrt war. Beim ersten Bauern gab es 50 Mark monatlich als eine Art Taschengeld. Kost und Unterkunft waren frei. Beim nächsten Bauern waren es immerhin 80 Mark. Allerdings habe ich dort auch den ganzen Hof geschmissen, weil der Bauer Invalide war.

Im Dezember 1954 wurde ich 18 Jahre alt und meldete mich freiwillig zur Polizei. Nach einem schweren Unfall, durch den ich drei Jahre im Krankenhaus lag und fast ein Bein eingebüßt hatte, beendete ich die weitere Laufbahn als Polizist.

Im Jahre 1961 begann ich daher beim Erdöl-Verarbeitungswerk in Schwedt, dem späteren Petrol-Chemischen Kombinat (PCK), qualifizierte mich zum Industriekaufmann weiter und war dann fortan in der Materialbeschaffung als Einkäufer tätig.

Geheiratet hatte ich bereits 1960. Aus der Ehe mit meiner lieben Frau gingen zwei Kinder hervor. Der Sohn lebt heute in Portugal, die Tochter, wie wir, in Schmiedeberg. Hierhin zogen wir Ende der Achtziger Jahre, nachdem wir unseren Traum von einem Eigenheim verwirklicht hatten.

Schicksalsbewertung aus heutiger Sicht

Erst im vergangenen Jahr habe ich damit begonnen, mich mit meinen Erinnerungen aus Ostpreußen intensiver auseinander zu setzen. Anlass war ein Artikel in der „Märkischen Oderzeitung“ über einen gebürtigen Ostpreußen, der zur Regionalgeschichte seines Herkunftsortes geforscht und ein Buch zu diesem Thema veröffentlicht hat.

Mit meiner Mutter, die 1991 verstorben ist, hatte ich die ganzen Jahrzehnte nicht mehr über Ostpreußen gesprochen, auch sonst mit niemandem, Es war halt tabu. Vielen habe ich zwar erzählt, wo ich herkam, aber in der DDR wollte keiner von der Vergangenheit seiner Mitmenschen etwas wissen. Die deutschen Ostgebiete galten ohnehin als verloren, die Oder-Neiße-Grenze sollte endgültig sein. Als wir Ostpreußen 1948 verließen, hatte ich eigentlich auch für mich schon damit abgeschlossen.

Natürlich ist die richtige Heimat da, wo man geboren ist. Aber Schwedt wurde für mich zur zweiten Heimat, dort habe ich wieder Fuß gefasst. Und Schmiedeberg ist heute für mich die dritte Heimat. Hier fühlen meine Frau und ich uns wohl.

Beim Rückblick auf die Kriegs- und Nachkriegszeit fallen mir vor allem Entbehrungen und Hunger ein. Ich finde es kurios, dass wir 1945 von Barth aus zurück nach Ostpreußen gefahren sind. Andererseits bin ich ein bisschen wütend auf die Leute, die uns damals zurück ins Ungewisse, Richtung Osten, geschickt haben. Die Russen „hingen“ da vielleicht mit drin, aber ich glaube, dass der Hauptgrund die Einheimischen waren, die sich den Wohnraum von den vielen Flüchtlingen nicht wegnehmen lassen wollten.

Würde es mir gesundheitlich besser gehen, hätte ich gern noch mal eine Fahrt nach Ostpreußen unternommen, doch letztendlich weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung, dass dort das meiste zerstört ist.

Wir waren dreieinhalb Jahre ständig auf der Suche nach Essen. Der Hunger hat uns immer wieder aufs Neue angetrieben. Den Litauern kann man nur danken, sie haben nicht nur uns, sondern vielen weiteren Deutschen das Leben gerettet. Sie haben uns wirklich geholfen!!!

Gez. Bruno Dettmann, Mai 2012